

Von Nicht-Orten und neuen Räumen der Gnade

Diakonie von Frauen in den Großstädten

Margit Eckholt

1. Einführung: Frauen in einer diakonischen Kirche – notwendige ekklesiologische Neuorientierungen am Beginn des 21. Jahrhunderts¹

Madeleine Delbr el schildert in ihrem Gedicht „Liturgie der Außenseiter“ die späten Nachtstunden, die Menschen nach einem langen und anstrengenden Arbeitstag im Café Le Clair de Lune und auf der Fahrt mit einer der letzten M tros in Paris verbringen. Es sind eher die Gestrandeten, die Ausgelaugten und M den, die hier sitzen und ihre Zeit totschlagen und doch nicht in die Einsamkeit ihrer wohl bescheidenen Behausungen heimkehren wollen. „Du hast uns heute Nacht in dieses Café ‘Le Clair de Lune’ geführt. / Du wolltest dort du selbst sein, für ein paar Stunden der Nacht. / Durch unsere armselige Erscheinung, / durch unsere kurzsichtigen Augen, / durch unsere liebeleeren Herzen / wolltest du all diesen Leuten begegnen, / die gekommen sind, die Zeit totzuschlagen.“ In unseren „kurzsichtigen“ Augen und „liebeleeren Herzen“ „erwachen“ dann die Augen Gottes und „ ffnet“ sich Gottes Herz – eine Gegenwart, ein stummes Gebet, in dem die Fremden und Unbekannten hineingenom-

¹ Folgender Beitrag bezieht sich auf Gedanken, die in verschiedenen anderen Aufsätzen bereits niedergeschrieben sind. Sie gehen zum großen Teil zurück auf die Zeit meiner Tätigkeit an der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Salesianer Don Boscos in Benediktbeuern. Für die freundschaftliche Zusammenarbeit mit Martin Lechner danke ich sehr.

Vgl. folgende Publikationen: „In uns vollzieht sich das Sakrament deiner Liebe“ (Madeleine Delbr el). Der Diakonat der Frau und die ekklesiologische Grundlegung einer diakonischen Kirche, in: Ortsbestimmungen: Der Diakonat als kirchlicher Dienst, hg. von Richard Hartmann / Franz Reger / Stefan Sander, Frankfurt a.M. 2009, 123-143; Christsein in der Stadt. Gelebtes Christsein – allein, in: Franz Gmainer-Pranzl (Hg.), Alleine leben – mit anderen sein. Ein christlicher Lebensentwurf, Würzburg 2011, 91-128; Christsein an den Crossroads der Städte. Zwischen Nicht-Orten und neuen Räumen der Gnade, von Passagen, Schwellen und Rasth usern (Beitrag eingereicht für: Knut Wenzel (Hg.), 2011, in Vorbereitung).

men werden in die Beziehung mit Gott. Das Café „ist nun kein profaner Ort mehr“, es vollzieht sich „in uns“ „das Sakrament deiner Liebe. / Wir binden uns an dich, / wir binden uns an sie / mit der Kraft eines Herzens, / das für dich schlägt. / Wir binden uns an dich, / wir binden uns sie, damit ein einziges mit uns allen geschehe. / Durch uns zieh alles zu dir...“² Madeleine Delbr el schildert einen der vielen alltäglichen Momente, in denen Gott gegenwärtig werden kann, sich Gottes Barmherzigkeit ereignet, ohne großes Aufheben, nicht in besonderen „Werken“ oder „Taten“, vielmehr allein im Da-Sein unter den Menschen, denen eher zufällig begegnet wird. Aus bloßen Passanten und Fremden werden „Nächste“, wenn im Blick, der auf sie gerichtet ist, der Blick Gottes erwacht. Hier ereignet sich eine Sakramentalität der Welt, hier „wird“ diakonische Kirche – in diesem ganz alltäglichen Moment, das sich in den kleinen und großen Städten der Welt jeden Tag ereignen kann.

Madeleine Delbr el war 1933-1946 als Sozialarbeiterin in Ivry, einem der Arbeitervororte von Paris tätig. Immer mehr wuchs sie selbst an der Seite der Arbeiter und Armen, die sie beraten und begleitet hat, in einem stark entchristlichten Milieu in ihre eigene christliche Berufung hinein. Die Gemeinschaft von Frauen, die sich um sie geschart hat, verband professionelle Sozialarbeit mit christlichem Geist, eine neue Gestalt der diakonischen Kirche zeichnet sich hier ab. Sie knüpft zwar an die Caritas an, die die Kirche seit ihren Anfängen auszeichnet und dann vor allem über die vielfältigen „Werke“ der apostolischen Ordensgemeinschaften, die im Mittelalter und der frühen Moderne, dann vor allem im 19. Jahrhundert gegründet werden, Gestalt annimmt. Neu ist aber die Professionalität der Sozialarbeit und ein Tätigwerden nicht allein in einem Binnenraum von Kirche, sondern auch in den „profanen“ Feldern der Sozialarbeit, wie sie Staat und Gesellschaft anbieten. Neben Madeleine Delbr el können – so mein Blick auf die Situation in Deutschland – andere Frauen wie Ellen Amann oder Agnes Neuhaus genannt werden; beide sind den zu Beginn des 20. Jahrhunderts neu entstehenden katholischen Frauenverbänden verbunden. Agnes Neuhaus trägt entscheidend zur Gründung des Sozialdienstes katholischer Frauen bei, Ellen Amann gründet neben der Bahn-

² M. Delbr el, Gott einen Ort sichern. Texte, Gedichte, Gebete, hg. von Annette Schleinzer, Ostfildern 2002. Vgl. dazu: Ch. de Boismarmin, Madeleine Delbr el. Mystikerin der Straße, Munchen²1996.

hofsmission in München die erste soziale Frauenschule in München und wird zur Gründungsmutter des katholischen Frauenbundes in Bayern. Wie eine Elisabeth von Thüringen, Katharina von Siena oder Birgitta von Schweden, wie Johanna Franziska von Chantal oder Angela Merici, wie die vielen Frauenkongregationen des 19. Jahrhunderts, die sich der Caritas und Diakonie verschreiben, prägen sie das Gesicht einer „diakonischen Kirche“ gerade in den neu entstehenden großen Städten der Moderne und antworten auf die Not ihrer Zeit – es ist sicher noch ein weites Feld katholischer Frauenforschung, diese Beiträge entsprechend aufzuarbeiten und zu würdigen.³ Die Gestalt der Caritas und Diakonie, wie sie von Frauen im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert getragen wird, nimmt dabei im Zuge der Professionalisierung von Sozialarbeit und Krankendienst sowie der Ausgestaltung staatlicher Fürsorge neue Formen an. Auch kirchliche Caritas muss sich dieser Professionalität stellen: die ersten sozialen Frauenschulen entstehen, die Geburtsstätte der kirchlichen Fachhochschulen, deren Schwerpunkt auf der wissenschaftlichen und praktischen Ausbildung in sozialer Arbeit liegt und in denen gerade auch Frauen eine Ausbildung erhalten. Die Felder von kirchlicher und gesellschaftlicher Sozialarbeit differenzieren sich aus. Hier ist es interessant, dass auf Initiative von Margarete Ruckmich und der Caritaszentrale in Freiburg auch die professionelle Ausbildung von Gemeindehelferinnen ins Leben gerufen wird und der erste pastorale Frauenberuf entsteht. Pastoral und Caritas sind, das wird in diesem kurzen Blick in die Geschichte deutlich, immer verzahnt worden – und das ist in Erinnerung zu rufen in Zeiten, in denen die Diakonie oder Caritas der Gemeinde eher im Schatten von Liturgie und Sakramentenpastoral steht. Gerade für die neuen Herausforderungen einer Pastoral in der Großstadt ist dieser enge Zusammenhang von Pastoral und Diakonie von größter Bedeutung.

Die neue Professionalität gerade auch von Frauen auf den verschiedenen Feldern der sozialen Arbeit, von Caritas und Diakonie sowie in der Gemeindegarbeit ist nicht ohne Konsequenzen für ihr „Wahrgenom-

³ Vgl. u.a. *Michaela Sohn-Kronthaler / Andreas Sohn*, Frauen im kirchlichen Leben. Vom 19. Jahrhundert bis heute, Kevelaer 2008; zur katholischen Frauenbewegung vgl. *G. Muschiol* (Hg.), *Katholikinnen und Moderne. Katholische Frauenbewegung zwischen Tradition und Emanzipation*, Münster 2003. Aus evangelischer Perspektive liegt folgende Studie vor: *Adelheid M. von Hauff* (Hg.), *Frauen gestalten Diakonie*, Bde. 1 und 2, Stuttgart 2006/7.

menwerden“ und ihren Dienst in der christlichen Gemeinde. Das 2. Vatikanische Konzil wird in der Kirchenkonstitution „Lumen Gentium“ die Taufberufung aller Christen und Christinnen neu in den Blick nehmen; diese drückt sich in der Wahrnehmung des „gemeinsamen Priestertums“ aus, in der das Volk Gottes, die Kirche, auf ihrem Weg in der Geschichte wächst. Hier ist eine fundamentale Gestalt von Sakramentalität ausgedrückt, wie sie eine Madeleine Delbr el in ihrer „Liturgie der Außenseiter“ formuliert hat. „Wir wissen, daß wir durch dich / ein Scharnier aus Fleisch geworden sind, / ein Scharnier der Gnade, / die diesen Flecken Erde dazu bringt, / sich mitten in der Nacht, / fast wider Willen, / dem Vater allen Lebens zuzuwenden. / In uns vollzieht sich das Sakrament deiner Liebe.“ Madeleine Delbr el gehört zu den Frauen, die neue Formen einer – gerade von Frauen geprägten – Pastoral in der Großstadt ausprägen. Sie hat auf die Zeichen ihrer Zeit entsprechend reagiert und im Geist des Evangeliums neue Formen von Diakonie – von sozialer und kultureller Diakonie – in einer Zeit der sich verschärfenden Industrialisierung, der Arbeiterfrage und der Debatten mit einem marxistischen Umfeld ausgeprägt.

Im Folgenden möchte ich davon ausgehend zunächst den gegenwärtigen veränderten Kontext der Großstadt skizzieren und dann auf dem Hintergrund der theologischen und ekklesiologischen Grundlagen einer diakonischen Kirche, wie sie das 2. Vatikanische Konzil vorgelegt hat, aktuelle Felder einer Pastoral von Frauen in der Großstadt ansprechen.

2. Herausforderung: Die „Nicht-Orte“ der Großstadt

Im Jahr 1800 gab es 50 Städte mit mehr als 100.000 Einwohnern, weniger als 2% der Weltbevölkerung lebten in den Städten, im Jahr 2000 sind es bereits 2/3 der Weltbevölkerung, die in Städten leben. Wird Europa in den Blick genommen, kann der rapide Prozess der Urbanisierung vom 19. zum 20. Jahrhundert deutlich werden: 1801 lebten in Großbritannien 80% der Bewohner auf dem Land; bereits Mitte des 19. Jahrhunderts haben sich die Gewichte verschoben durch den massiven Industrialisierungsprozess; in Deutschland bricht der Urbanisierungsprozess mit Ende des 1. Weltkriegs an. 1918 lebten bereits 37% in den Städten, in den 50 folgenden Jahren wird sich das Verhältnis von Stadt zu Land dann um-

kehren. Interessant ist nun, dass seit dem Ende des 2. Weltkriegs die Urbanisierungsprozesse vom europäischen Raum auf einzelne Regionen in den Ländern des Südens – in Lateinamerika, Afrika und Asien – übersprungen sind und hier eine immense Beschleunigung erfahren haben. Zu den größten Städten der Welt zählen die lateinamerikanischen Hauptstädte Mexiko-City mit 24,4 Millionen Einwohnern, gefolgt von São Paulo mit 23,6 Millionen Einwohnern. Nur New York und Tokio erreichen noch ähnlich große Ausmaße wie Kalkutta, Bombay, Schanghai, Teheran, Jakarta oder Buenos Aires. Gerade Lateinamerika ist der Kontinent, der mit aller Wucht von den Licht-, aber vor allem Schattenseiten dieses Urbanisierungsprozesses betroffen ist. Vor 40 Jahren lebten z.B. in Brasilien 20% der Bevölkerung in den Städten und 80% auf dem Land, in weniger als einem halben Jahrhundert hat sich die Verteilung genau umgekehrt. Nur ein Viertel der Bevölkerung lebt noch auf dem Land. Nach Schätzungen der Vereinten Nationen gibt es bis zum Jahr 2025 etwa 93 Städte mit mehr als fünf Millionen Einwohnern, davon 80 Städte in den Ländern des Südens.

Die zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstehende Stadtsoziologie hatte – so Max Weber – in der Stadt das Modell der Ausprägung einer „Sozialordnung des Okzidents“ gesehen, oder sie – wie bei Georg Simmel – als einen realen „Lebensraum“ oder – wie in der Chicagoer Schule – als „ökologische Gemeinschaft“ beschrieben. Die neuen Mega-Cities decken diese Ansätze in ihrer „Provinzialität“ auf, die Stadtsoziologie scheint mit der Globalisierung und ihren massiven Veränderungsprozessen, vor allem der transnationalen Migration, ihren Gegenstand verloren zu haben: „Die Geschichte der Urbanisierung ist beendet, denn es gibt keine andere mehr. Aber wenn alles städtisch wird, wird auch zugleich alles raumlos und unspezifisch. Die moderne Großstadt dankt als Paradigma für die Stadtsoziologie ab, die *flow*-Urbanität tritt geltungsmächtig auf. Der globale Strom von Menschen, Gütern, Dienstleistungen, Zeichen, Bildern und Lebenskonzepten stellt die verfasste Stadt der Moderne in Frage... Die Transnationalisierung urbanen Lebens stellt die größte Herausforderung für die heutige Stadtsoziologie dar. ...“, so der Soziologie

Frank Eckardt in seiner 2004 erschienenen Einführung in die verschiedenen Strömungen der „Soziologie der Stadt“.⁴

Sicher ist die Metropolis auch in den jungen Jahren der Stadtsoziologie in ihren Licht- und Schattenseiten vorgestellt werden, in der Stadt kreuzen sich „Jerusalem“ und „Babylon“, aber von einer „Krise der Stadt“, wie sie vor allem europäische Soziologen der Gegenwart zeichnen, so der Bielefelder Soziologie Wilhelm Heitmeyer, und dabei auf Rassismus, Fremdenfeindlichkeit und massive Exklusionsprozesse hinweisen, wird erst in jüngerer Zeit gesprochen. Diese Analyse wird bestätigt aus einer demographischen Perspektive. Die Stadt, gerade ihre Innenbereiche, in der sich New Economy, Wirtschaftszweige der Computer- und Informationstechnologien ansiedeln, wird zumeist von „Singles“ bewohnt, Individualisierung, Vereinsamung, der Verlust der historischen Orte, ein Sich-Einrichten an „Nicht-Orten“, das kennzeichne das Leben in der Großstadt der Gegenwart. Dieser europäische Blick auf die „Krise“ verschärft sich, wenn die „unwirtlichen“ und „unplanbaren“ lateinamerikanischen Metropolen analysiert werden.⁵ Die „Favelarisierung“ der Global Cities, die auf allen Kontinenten ähnlich ist, sei es in Manila, Nairobi, Kinshasa, Caracás, Rio de Janeiro, São Paulo oder Buenos Aires, hat europäische und US-amerikanische Soziologie von „Exklusion“, gar „Anomie“ im Blick auf die Stadt sprechen lassen.

Wird diese europäische Perspektive mit Arbeiten von lateinamerikanischen Wissenschaftlern bzw. Wissenschaftlern, die sich mit der Realität der Mega-Cities der Länder des Südens auseinandersetzen, gekreuzt, so ergeben sich nun aber interessante Perspektivverschiebungen. Gerade nicht von „Krise“ der Stadt oder dem Ende der Stadtsoziologie ist die Rede, sondern das „Chaos“ der neuen „suburbias“ wird auch in seiner kreativen Kraft wahrgenommen. In vielen seiner Studien der lateinamerikanischen Großstädte hat Manuel Castells die sozialen Bewegungen in den Vorstädten, die komplexen Lebensrealitäten von innerlateinamerikanischen Migrant(inn)en in den Blick genommen.⁶ Aus Perspektive des

⁴ Frank Eckardt, *Soziologie der Stadt*, Bielefeld 2004, 9/10.

⁵ Vgl. Renate Rott, *Urbanisierung und Metropolisierung. Die Großstadt als sozialer Raum gesellschaftlicher Wandlungsprozesse: Zur Entstehung einer Soziologie der Stadt*, in: *Ibero-Amerikanisches Archiv* 19 (1993) 95-105, hier 93.

⁶ Vgl. die Arbeiten von Manuel Castells: *Movimientos sociales urbanos en*

Südens werden die verschiedenen Exklusions-Ansätze – in sozialer, wirtschaftlicher, kultureller, politischer usw. Hinsicht – einer differenzierenden Re-lecture unterzogen.⁷ Gerade die Migranten in den Vorstädten der Großstädte sind nicht mehr das „städtische“ bzw. „vorstädtische“ Proletariat, ihr Leben ist durch „transnationale Netzwerke geprägt“, und es werden neue interkulturelle Beziehungen und Begegnungen möglich, die der Stadt einen neuen, weiteren Horizont erschließen. Die Welt wird in die Stadt hineingelassen und – um ein Wort Romano Guardinis aufzugreifen – mit den Fremden, mit dem Gast wird „Gott“ hineingelassen. Stadtsoziologie, die der Globalisierung und ihren Veränderungsprozessen positiv aufgeschlossen ist, macht gerade Religion neu zum Thema, und auch die ursprüngliche Aufgabe der Stadt – zum Raum eines Miteinanders im Sinne eines „guten Lebens“ zu werden – rückt neu in das Gesichtsfeld. Die Frage der „citizenship“, der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, stellt sich in der globalisierten Mega-City auf eine neue Weise, und sie kann – vielleicht – Gesellschaft und Politik neue Perspektiven eröffnen.

Gerade darauf wird die „pastoral urbana“ zu reagieren haben und in genau diesem Kontext neue Formen einer diakonischen Kirche ausprägen müssen. Angesichts der massiven Veränderungen, die mit der Ausbildung der Mega-Cities übereingehen, stellt sich neu die Frage nach „Gott in der Stadt“, nach Formen des Christseins heute und der Ausbildung von kirchlichen Strukturen. Religion ist neu in das Blickfeld sozialwissenschaftlicher und kulturanthropologischer Überlegungen gerückt. Dabei weisen die soziologischen Analysen zum Leben in der Stadt – gerade auch Studien zu den großen Favelas der Städte Lateinamerikas, Afrikas oder Asiens – auf die neue Bedeutung von Pfingstkirchen und anderen christlichen und nicht-christlichen religiösen Gruppen hin. „Eine Re-

América latina, Lima 1976. – Castells sieht die Stadt als Austragungsort sozialer Konflikte.

⁷ Vgl. *Stephen Armet*, Urban Realities amidst Social Complexities in Latin American Cities, in: *Missiology: an international review* 28 (2000) 459-470. – Armet wirft einen kritischen Blick auf das Konzept der Marginalität in sehr unterschiedlichen Perspektiven: der wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen, religiösen. Auf diesem Weg rücken z.B. Pfingstkirchen oder die Stellung der Frau in der lateinamerikanischen Gesellschaft auf eine andere Weise in den Mittelpunkt.

gierbarkeit der Peripherien von Rio“, so der brasilianische Theologe Luiz Carlos Susin, „ist ohne den Einfluss der Pfingstkirchen fast nicht mehr denkbar. Sie sorgen für ein Gespür für Würde, Moral und Selbstbewusstsein dort, wo alle offiziellen gesellschaftlichen Institutionen kapituliert haben, einschließlich der offiziellsten aller Kirchen, der katholischen. Seit einiger Zeit liegt der Anteil der Katholiken in Rio de Janeiro bei unter 50 Prozent und umfasst vor allem die traditionellen Segmente und die gutgestellten gesellschaftlichen Schichten. Jesus ist in den Peripherien sicherlich präsenter als die Kirche. Die Kirchen, die in den Vorstädten noch aushalten, sammeln die Reste der Traditionen, die im kulturellen und religiösen Chaos noch herumwirbeln. Aus solchen Resten werden mitten im Chaos Kirchen in ganz ähnlicher Weise aufgebaut, wie die Hütten der Favelas aus Bauresten. Diese Kirche im und aus dem Chaos werden zu einer Art Basisgemeinde.“⁸

Für die katholische Kirche stellen diese neuen Entwicklungen eine radikale Herausforderung dar, aber vielleicht auch eine Chance zu neuen Aufbrüchen, die den Blick auf Spiritualität und Subjekthaftigkeit des Glaubens lenkt, die auf eine ganz neue Weise „Ökumene“ zum Thema einer Kirche macht, die über Jahrhunderte in Lateinamerika die dominierende christliche Kirche in einem ganzen Kontinent gewesen ist. Die Herausforderung, neue Formen einer Diakonie in der Großstadt auszubilden, wird die Städte als Zeichen der Zeit einer globalisierten Welt der vielfältigen „Crossroads“ von Nord und Süd lesen müssen. Nord und Süd sind dabei mehr als geographische Bezeichnungen, in Zeiten der Globalisierung und Migration ragen die Geschichten des Südens hinein in die des Nordens, auch die großen Städte des Nordens – Madrid, Rom, Ber-

⁸ Luiz Carlos Susin, Jesus: ein „Ort“, um zu leben. Christentum im Aufbruch und Kirchenbildung im Süden, in: Arnd Bünker / Eva Mundanjohl / Ludger Weckel / Thomas Suermann (Hg.), *Gerechtigkeit und Pfingsten. Viele Christentümer und die Aufgabe einer Missionswissenschaft*, Ostfildern 2010, 113-131, hier 126. – Aus lateinamerikanischer Perspektive sei auf folgende Publikationen hingewiesen: *Benjamin Bravo / Alfons Vietmeier* (Hg.), „Gott wohnt in der Stadt“. Dokumente des Internationalen Kongresses für Großstadtpastoral in Mexiko 2007, Münster 2008; *Brigitte Saviano*, *Pastoral urbana*. Herausforderungen für eine Großstadtpastoral in Metropolen und Megastädten Lateinamerikas, Münster 2006; *Federico Altbach*, *Das Subjektsein der Laien in der Kirche. Ein Beitrag zur Theologie der Großstadt in Lateinamerika*, Münster 2005.

lin, London, Paris usw. – sind von der neuen Mauer, die die Weltgesellschaft in Arm und Reich trennt, durchzogen. Und umgekehrt trifft die Gefährdung des Auseinanderbrechens von Strukturen des Miteinanders durch die Einsamkeit der Single-Gesellschaft auch die neuen „Nicht-Orte“ der sich abschließenden reichen Viertel der Mega-Cities des Südens. Eine Frage ist für mich, ob der Norden lernen kann von der Produktivität von Religion und neuen Formen der Kirchenbildung im Süden, von der Chance eines neuen Miteinanders, einer „interkulturellen citizenship“, die sich in den großen Städten ausgestaltet hat und sich weiter ausgestaltet. Diversität von Lebenswelten und Lebensformen, die Bedrohtheit des Lebens durch radikale Umweltzerstörungen, durch Armut und Arbeitslosigkeit, Anerkennung des anderen, Ökumene und interreligiöser Dialog, werden zu den Herausforderungen, denen sich die Großstadt pastoral zu stellen hat.

3. Diakonie und Großstadt pastoral

3.1. Eine Erinnerung an das 2. Vatikanische Konzil

Jüngere pastoralsoziologische Untersuchungen machen deutlich, dass die christlichen Kirchen in den westlichen Gesellschaften einen erheblichen Bindungs- und Vertrauensverlust erleben. Aus kirchlicher Perspektive wird als Antwort auf diese Herausforderung vor allem die missionarische Dimension des Glaubens stark gemacht. Nicht vergessen werden darf jedoch die Diakonie bzw. die Caritas, der soziale Auftrag der Kirche. Eine missionarische Kirche ist immer auch eine diakonische Kirche. Wichtiger Referenzpunkt einer diakonischen Kirche ist die 2006 veröffentlichte Enzyklika von Benedikt XVI. „Deus Caritas est“⁹: Der Papst hat hier die „essentials“ christlichen Glaubens vorgelegt. „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm“ (1 Joh 4,16). Alles Tun des Menschen kann nichts anderes als eine Antwort auf diese Liebe sein (Nr. 1). In beeindruckender Weise hat der Papst eine Phänomenologie der Liebe vorgelegt, die die Liebe in aller Vielschichtigkeit

⁹ Benedikt XVI., Enzyklika „Deus Caritas est“, hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2006.

vorstellt und sie auf ihr Zentrum hinführt, die Liebe in der Qualität der Agape, der Hingabe-Liebe, wie sie Jesus Christus selbst gelebt hat und die sich am Kreuz verdichtet hat (Lk 17,33; Nr. 6). Allein daraus kann Kirche ihr Selbstverständnis bestimmen, und das heißt dann, dass die „Caritas“ als Antwort auf die Liebe Gottes zum Wesen der Kirche gehört bzw. ihr Wesen sich gerade darin zum Ausdruck bringt. Alles Handeln der Kirche, so Benedikt XVI., ist „Ausdruck der Liebe, die das ganzheitliche Wohl des Menschen anstrebt“ (Nr. 19). Alle drei „Grundfunktionen“ der Kirche – die Liturgia, Martyria und Diakonia – sind darauf bezogen, im Besonderen verdichtet sich diese Agape-Liebe in den vielfältigen Gestalten von Caritas und Diakonie. „Die in der Gottesliebe verankerte Nächstenliebe ist zunächst ein Auftrag an jeden einzelnen Gläubigen, aber sie ist ebenfalls ein Auftrag an die gesamte kirchliche Gemeinschaft, und dies auf all ihren Ebenen: von der Ortsgemeinde über die Teilkirche bis zur Universalkirche als ganzer. Auch die Kirche als Gemeinschaft muss Liebe üben.“ (Nr. 20)

Im Kontext der deutschen Ortskirche ist in jüngerer Zeit ein gewisses Auseinanderbrechen der drei Grundfunktionen der Kirche festzustellen. Der Pastoraltheologe Rainer Bucher spricht von einer „Ritenkirche“, einer „stark krisengeschüttelten (klein-)gemeindlichen Insiderkirche“ auf der einen und einer „von ihr wegprofessionalisierten, überaus handlungsmächtigen und personalstarken ‘Sozialkirche’“ auf der anderen Seite.¹⁰ Angesichts der zunehmenden Professionalisierung der Caritas und Diakonie verlieren diese an Bedeutung für die Kirche; sie werden in die Hände „professioneller Anbieter“ gelegt und aus dem Kerngeschäft der Gemeinden gezogen. Die Gefahr: Kirche verliert ihr „diakonisches“ Gesicht; eine Konzentration auf amtliche und liturgische Funktionen ist festzustellen. Demgegenüber gilt: Caritas und Diakonie gehören in die Mitte von Kirche, wenn sie glaubwürdig Kirche Jesu Christi sein will.

¹⁰ Vgl. Rainer Bucher, Vom Aschenputtel zum Imageretter. Die Caritas in der Transformationskrise der katholischen Kirche, in: Manderscheid / Hake (Hg.), Wie viel Caritas, 13-32, hier 18: „De facto koexistieren gegenwärtig in Deutschland eine durchaus nachgefragte Ritenkirche, eine stark krisengeschüttelte (klein-)gemeindliche Insiderkirche, eine von ihr wegprofessionalisierte, überaus handlungsmächtige und personalstarke ‘Sozialkirche’ und ein von all dem ziemlich weit entferntes kirchliches Bildungssystem weitgehend ungestört und unverbunden nebeneinander her.“

Daran hat Benedikt XVI. in seiner Antrittszyklika erinnert – und daran erinnern gerade die vielen Frauen, die vielfältigste Aufgaben in Diakonie und Caritas wahrnehmen, sei es in ehrenamtlicher Tätigkeit, sei es in verschiedenen Berufen, auf die sie ein sozialpädagogisches und theologisches Studium vorbereitet hat. Sie erinnern in Zeiten einer „Entdiakonisierung“¹¹ der Kirche an eine der zentralen Grundfunktionen der Kirche, an die Caritas als „Wesensausdruck“ von Kirche. Benedikt nimmt dabei die Menschen, die diakonisch tätig sind, in den Blick und plädiert für eine „Herzensbildung“¹² aller diakonisch Tätigen. Er nennt Frauen wie Johanna von Chantal oder Mutter Teresa „Ikonen“ der diakonischen Kirche, auch wenn er ihre diakonische Tätigkeit nicht mit der amtlichen Struktur der Kirche in Verbindung bringt.¹³

Die gelebte Caritas gründet in der Liebe, die Gott selbst ist. Die Liebe Gottes ist ein Geschehen der Freundschaft Gottes mit den Menschen, das in Jesus Christus in Fülle realisiert worden ist und das sich in Welt und Geschichte als Gabe an die Kirche und die Glaubenden zeichenhaft realisiert, in den verschiedensten Gestalten und Lebensformen der Liebe. In der Menschwerdung Gottes liegt begründet, dass Welt und Mensch „gerade in ihrer Weltlichkeit und Menschlichkeit Ort des Evangeliums sind“¹⁴; Kreuz und Auferstehung weisen darauf hin, dass alles Tun letztlich erlösungsbedürftig ist. So wird Kirche zur Welt-Kirche, zur diakonischen Kirche, wenn sie selbst je neu hineinwächst in die Nachfolgegestalt Jesu Christi, wenn sie sich je neu aus dem Geschehen der Gnade, der Freundschaft Gottes mit den Menschen – der Caritas – versteht und vollzieht. Der Weg der Kirche in ihre „Identität“ ist der Weg in den Spuren

¹¹ Zur Entdiakonisierung der Kirche und dem neuen Plädoyer einer diakonischen Kirche: Vgl. *H. Pompey / P.-St. Roß*, Kirche für andere. Handbuch für eine diakonische Praxis, Mainz 1998, 200; *R. Zerfuß*, Die Funktion der Caritas und ihrer Einrichtungen für die Kirche, in: T. Franke / M. Knapp / J. Schmid (Hg.), *Creatio ex amore*. Beiträge zu einer Theologie der Liebe, Würzburg 1988, 154-176; *K. Bopp*, Diakonie in der postmodernen Gesellschaft, in: Konferenz der Bayerischen Pastoraltheologen (Hg.), *Christliches Handeln. Kirchesein in der Welt von heute*, München 2004, 109-137.

¹² Vgl. *Margit Eckholt*, Herzensbildung. Theologische Anmerkungen zur Einübung diakonischer Spiritualität, in: *Krankendienst* 81 (2008) 171-178.

¹³ *Deus Caritas est*, Nr. 40.

¹⁴ Vgl. *Walter Kasper*, Die Welt als Ort des Evangeliums, in: ders., *Glaube und Geschichte*, Mainz 1970, 209-223, hier 215.

des Mannes aus Nazareth, dann kann sie zum Sakrament für die Völker werden, zum Sakrament des Heils. Gemeinschaft mit Gott und Gemeinschaft untereinander kann die Kirche vor allem in ihrem Dienst der Versöhnung stiften. Das heißt aber auch, dass sie selbst je neu aus der Versöhnung lebt, aus der „compassio“, der Barmherzigkeit und Liebe als Vergeblichkeit. Es ist ein Mit-leiden, das sich vom Leid des Anderen berühren lässt, das den inneren Menschen erschüttert, das „an die Nieren geht“ – „compassio per pietas viscera“, wie Benedikt XVI. Papst Gregor den Großen zitiert (Nr. 7).¹⁵

In der Ausbildung von neuen Formen der Diakonie geht es um Ähnliches, wie Madeleine Delbr el es formuliert hat: wie sich im Öffnen der Augen für Jesus Christus auf den Wegen der Nachfolge die Augen öffnen für die Welt und ihre Not, und wie umgekehrt auch das Öffnen der Augen für die Not der Welt die Augen öffnet für Jesus Christus.

3.2 Neue Perspektiven: Diakonie in der Großstadt

3.2.1 Die Spannung von Alleinsein und Gemeinschaft: die Taufberufung leben – jemandem angehören

Schnellebigkeit, flüchtige Begegnungen, Beziehungen, die brechen oder die nicht entstehen können, weil kein Ort, keine Zeit da ist – das ist eine große Not unserer Zeit. Als Kinder dieser Zeit erfahren Christen und Christinnen dies nicht anders als andere. Wie kann es hier Not tun, an die Taufe zu erinnern und neu zu lernen, aus der Taufberufung zu leben. „Du bist getauft auf den Namen des Herrn“, der Name Jesu von Nazareth, des Christus, ist uns eingeschrieben, wir gehören ihm an. Es gibt jemanden, der einmal „Ja“ zu mir gesagt hat, und dessen Ja heute noch genauso stark ist. Der zudem – in der Firmung – die Bestärkung schenkt, selbst zu diesem Ja stehen zu lernen. Du gehörst zu mir, ich gehöre Dir an: „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir“, so hat Paulus in Gal 2,20 dies formuliert. Diakonie heißt auch, Menschen zu begleiten,

¹⁵ Den Gedanken der „compassio per pietas viscera“ zitiert Benedikt in Nr. 7 im Blick auf den Zusammenhang von Liebe und Kontemplation, „von Aufstieg und Abstieg, von gottsuchendem Eros und von weiterschenkender Agape“. Vgl. auch *Deus Caritas est*, Nr. 12-15.

dass sie in ihre „priesterliche Existenz“ hineinwachsen, heißt, für dieses Ja Gottes neu hellhörig zu werden, heißt leben zu lernen aus dem Vertrauen, dass ich einem anderen angehöre. Und dieses Angehören engt nicht ein, es macht frei, es beschenkt mit Leben und führt in die Zukunft. Es hat seinen Grund in dem Gott, der uns ehrt, weil er uns eine unendliche Würde schenkt. Sein Blick macht uns groß, macht uns schön, und er macht uns fähig, ihn zu ehren – im Zeugnis von seiner Liebe, in den Blicken der Liebe und Anerkennung, die wir anderen schenken und mit denen wir sie groß machen.

3.2.2 Neue Räume der Gnade an „Nicht-Orten“: aus der Eucharistie leben – sich selbst und die Welt wandeln

Es gibt aber auch eine Gegenbewegung zur Schnellebigkeit und Flüchtigkeit unserer Zeit, das ist die Starrheit, das Sich-Versteifen auf eigene Positionen, das Sich-Selbst-Begnügen mit der Beschränktheit des eigenen Horizontes. Jesus von Nazareth hat zum Weitblick eingeladen, der Zöllner Zachäus ist auf den Baum geklettert und hatte eine andere Perspektive auf das Leben gewonnen, die Samariterin am Jakobsbrunnen hat das Wasser des Lebens entdeckt, Jesus Christus hat verwandelt, er hat sich selbst wandeln lassen in seiner Hingabe am Kreuz, wandeln lassen im Opfer des Lebens, das Nacht in Licht gewandelt hat, Schuld und Sünde in liebende Nähe Gottes. Aus der Eucharistie zu leben kann helfen, aus der eigenen Selbstgenügsamkeit aufzubrechen, sich selbst wandeln zu lassen zu einem „geistigen Opfer, wohlgefällig vor Gott durch Jesus Christus“ (1 Petr 2,5). „Bei der Feier der Eucharistie werden sie“, d.h. die Laien, so LG 11, „mit der Darbringung des Herrenleibes dem Vater in Ehrfurcht dargeboten. So weihen auch die Laien, überall Anbeter in heiligem Tun, die Welt selbst Gott.“ Sich uns anverwandelt, verwandelt Gott uns in sich, das ist die Tiefendimension der priesterlichen Existenz, wenn wir eingeschrieben werden in das Herz Jesu Christi und uns selbst im Angesicht der Not der Welt, der Schuld des Nächsten, der Tränen der Schwester verzehren lassen, wenn wir einander Brot und Wein werden. So wirken wir alle mit an der eucharistischen Darbringung und üben unser Priestertum aus.¹⁶ Wir wandeln uns selbst, werden hineinverwandelt

¹⁶ Vgl. LG 10: Die Gläubigen „wirken kraft ihres königlichen Priestertums an der eucharistischen Darbringung mit und üben ihr Priestertum aus im Emp-

in die Liebe Gottes und wandeln darin die Welt. Priesterliche Existenz heißt so, die Zerrissenheit und Lieblosigkeit der Welt durchleiden, sie verwandeln und uns selbst – wandelnd und verwandelnd – Gott als „geistiges Opfer“ darbringen. Diakonie leben und die priesterliche Existenz entdecken, das heißt, zum „Herz des Herrn“ zu werden, „das von ihm selbst hineingehalten wird in die Geschichte der Menschheit“¹⁷.

3.2.3 Die Bedrohtheit der Schöpfung durchleiden und Mit-Geschöpflichkeit leben: Räume des Lebens hegen

Migration ist eines der großen Zeichen der Zeit geworden, ein neues Nomadentum bricht an; da sind die Wohlstandsnomaden, die von einer Pauschalreise in die andere aufbrechen, für die Orte beliebig werden, ob Hongkong, Paris oder Bad Tölz, überall sind die Angebote ähnlich; da sind aber auch die Armuts- und Kriegsflüchtlinge, die in Asylen hausen und von einem Ort zum anderen abgeschoben werden. Ortlosigkeit erleben, keinen Raum haben, in dem Leben sich entfalten kann, das ist ein Zeichen unserer Zeit. Gerade die Großstädte der Welt sind zu Durchgangsorten geworden, an denen Menschen unterschiedlicher Herkunft versuchen, neu Wurzeln zu schlagen. Diakonie leben heißt, dem „obdachlosen Jesus“ ein Haus zu geben, heißt aber auch, mit ihm wieder aufzubrechen. Die Bedrohtheit der Existenz, die oft Ursache von Migration ist, bündelt sich heute in der Umweltkrise, in der Zerstörung der lebensnotwendigen Ressourcen durch Raubbau durch den Menschen, eine Krise, die sich in der Stadt auf eigene Weise zuspitzt: im Verkehrschaos, Wohnungsmangel, Smog, unsauberem Trinkwasser usw. Diakonie muss dazu beitragen, die Mit-Geschöpflichkeit neu zu entdecken, Verantwortung zu übernehmen für die Zukunft des Lebens, zu einem schonenden Umgang mit den Ressourcen zu erziehen und vor allem das Leben achten zu lernen.

fang der Sakramente, im Gebet, in der Danksagung, im Zeugnis eines heiligen Lebens, durch Selbstverleugnung und tätige Liebe.“

¹⁷ Klaus Hemmerle, *Der Priester heute*, in: Peter Klasvogt, *Angesprochen und herausgefordert. Priester werden aus Berufung – Zugänge, Anforderungen, Perspektiven*, Paderborn 2007, 343-350, hier 343.

3.2.4 Zeit-Losigkeit und Entschleunigung des Lebens: aus dem Gebet leben – Zeit haben

Schnellebigkeit und Flüchtigkeit des Lebens, Termindruck und Anhäufung von Leistungspunkten nehmen uns die Zeit, wir haben keine mehr. So nehmen wir uns das Leben und bringen uns um unsere Geschichte. Aufgabe der Diakonie ist anzuleiten, sich gegen diesen Strom zu stellen und an die Quelle eines schöpfungsgemäßen Lebens zu erinnern: das Gebet. In ihm wird Gott Raum gegeben und Zeit von ihm geschenkt. Wenn wir Leben sein lassen vor Gott, eröffnet sich der Quellgrund der Zeit – die Ewigkeit. Leben wird erfahren als eschatologische Existenz, als verdankt von dem Einen, der die Zukunft ist, die Zeit schenkt, aber auch einmalig werden lässt in ihrem „Vergehen“. Im Gebet der Kirche stimmen wir ein in das Lob Gottes der Vorzeit, wir erinnern uns derer, die aus der Liebe gelebt und ihre priesterliche Existenz entdeckt haben, im Gebet begegnen sich im einmaligen Moment der Gegenwart Vergangenheit und Zukunft. Hier schenkt sich Zeit, hier wird Geschichte. Diakonie leben und anderen helfen, die vielen Facetten der Zeit entdecken lernen und die Einmaligkeit des Zeitmomentes zu kosten, heißt lernen, alle Zeit zu haben, wenn Gott in unserem Tun – im Gebet, in der Nächstenliebe, in allem Tun unseres Alltags – in der Welt gegenwärtig wird. Zeit haben wir dann, weil sie von Gott kommt, der in uns zur Gegenwart wird.

3.2.5 Kirche werden in der Großstadt: Gastfreundschaft leben

Gutes Leben, eine Ökologie des Miteinanders müssen eingeübt werden – und das kann ein Beitrag der christlichen Kirche und Gemeinden sein. Dabei gilt es auch für die Kirchen, die Gastfreundschaft selbst neu zu entdecken, die in die Gründungsgeschichte christlichen Glaubens eingeschrieben ist. Viele der Texte, die Jesu Leben bezeugen, stellen Einladungen dar; Jesus ruft in seine Nähe, er ist der Einladende, aber ebenso auch der Eingeladene. Zachäus, Maria und Marta und viele andere mehr laden ihn ein. Erfahrene Gastfreundschaft und Mähler sind die großen „Symbole“ der neuen, befreienden Gemeinschaft, die Gott je neu schenkt und schenken wird in seinem Reich des Friedens, das über alle Zeiten und Räume hinaus verheißend ist. Die Einladung an den Fremden, der Schritt über die Schwelle und die geteilte Zeit und der geteilte Raum der Gast-

freundschaft gehören zur Ausbildung christlicher Identität und zur Konstitution einer Kirche, die sich als „Keim und Anfang“ des Reiches Gottes auf Erden (LG 5) versteht. Gerade hier, im Schritt über die Schwelle, in der „Gnade des Gastes“, kann Gott neu „aufgehen“, der Gast ist es, der „Gott hereinläßt“, wie Romano Guardini formuliert hat.¹⁸ In einer globalen Welt des Passantentums, die eine an tradierte Institutionen gebundene Identitätsbildung anfragt, gerade auch eine festgefügte oder „dogmatische“ Sicht auf den christlichen Glauben hinterfragt, kann ein Blick auf diese Momente befreiend wirken und die Suchbewegung und Offenheit des Glaubensprozesses in ein neues Licht rücken.

Die Begegnung mit dem Fremden „erschüttert“ immer, sie hilft aber auch, uns selbst neu zu finden, durch die „Gnade des Gastes“ (J. Derrida), wenn wir ihn einladen, die Schwelle unseres Hauses zu überschreiten.¹⁹ Dann können wir selbst auf neue Weise bei uns eintreten; wir werden, was wir sind durch die Gnade des Gastes. Diese Gastfreundschaft löst nicht die komplexen politischen Fragen, die mit der Migration gegeben sind, sie lässt Menschen aber zu Fürsprechern und Anwält(inn)en der vielen Migrant(inn)en werden, im Entdecken der Lebens- und Glaubensgeschichten der Fremden bei uns. In dieser gelebten Gastfreundschaft kann sich so die Dynamik christlichen Glaubens auf eine neue Weise Bahn brechen. Der Ausländeranteil in katholischen Gemeinden beträgt im Schnitt 7-8%. Jede Diözese betreut zwar ausländische Missionen, die italienischen, kroatischen, spanischen usw. Missionen bieten „Heimat“ in der Fremde. Zunehmend wichtig wird es aber, Menschen fremder Herkunft in den Pfarreien ein Zuhause zu geben, hier Gastfreundschaft zu pflegen – auch über die Grenzen des eigenen Glaubens hinweg. Das kann gerade in der Gastfreundschaft ermöglicht werden, im gemeinsamen Feiern, der gemeinsam geübten Solidarität mit den Ärmsten der Armen, im Angebot psychosozialer Betreuung usw.

¹⁸ Vgl. *Romano Guardini, Briefe über Selbstbildung*. Bearbeitet von Ingeborg Klimmer, Mainz ¹³1978, Dritter Brief „Vom Geben und Nehmen, vom Heim und von der Gastfreundschaft“, 27-43, hier 37.

¹⁹ *Jacques Derrida, Von der Gastfreundschaft*. Mit einer „Einladung“ von Anne Dufourmantelle, hg. von P. Engelmann, Wien 2001, 91.

4. Praxis: Diakonische Spiritualität einüben

Großstadtpastoral soll heute helfen, hineinzuwachsen in unterschiedliche Gestalten diakonischer Spiritualität. Das heißt auch, die Kunst des Lernens vom Anderen und Fremden einzuüben – gerade auch über die Grenzen des Vertrauten und die Ränder von Kirche hinaus. Es gilt, genau auch hier Kirche sichtbar zu machen und darin zur Ekklesiogenese einer diakonischen Kirche beizutragen. Darin zeigt sich auch die missionarische Bedeutung der Caritas, auf die heute in neuer Weise hingewiesen wird. Die Träger des karitativen Handelns der Kirche sollen, so der Papst, im Tun „wie durch ihr Reden, ihr Schweigen, ihr Beispiel glaubwürdige Zeugen Christi werden“ (Nr. 31; ebenso Nr. 32-39). Eine Schulung in „diakonischer Spiritualität“ bedeutet, zu einem solchen – lebendigen und in die eigene Lebensgeschichte eingebetteten – Zeugnis vom Gott des Lebens und des armen Jesus von Nazareth zu befähigen, es erschließen und benennen und auch für andere lebenswert machen zu können.

In diesem Zusammenhang ist es wichtig, an die Christen und Christinnen zu erinnern, die es verstanden haben, die Zeichen ihrer Zeit zu interpretieren und genau hier Gestalten einer diakonischen Spiritualität auszubilden. Vor allem die großen Frauen in der Geschichte des Christentums stehen für diese diakonische Kirche. An diese bedeutende Präsenz von Frauen in der Kirche zu erinnern, an ihren Mut und ihre Kreativität, die die Kirche in Grenzsituationen und Gefährdungen ihre Wesensdimension je neu präsent gemacht haben – denken wir an Elisabeth von Thüringen, Birgitta von Schweden, Katharina von Siena, an Johanna Franziska von Chantal, Angela Merici, an Agnes Neuhaus, Ellen Amann, Madeleine Delbr el usw. – ist einer der ersten entscheidenden Schritte auf dem Weg zu einer geschwisterlichen diakonischen Kirche. Ein zweiter Schritt betrifft die theologische Reflexion auf die Sichtbarkeit ihres diakonischen Tuns in Gestalt eines sakramentalen Leitungsamtes. In kluger Weise nehmen auch die jüngsten Impulse der katholischen Frauenverbände in Deutschland für ein Frauendiakonat diese zwei Schritte in den Blick. Die Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands (KfD) hat sich intensiv mit den „Charismen“ von Frauen in der Kirche auseinandergesetzt, „auf welche Weise Frauen mit ihren Charismen unersetzliche Beiträge zum Aufbau der Kirche leisten, aber auch, wo und wodurch sie ge-

hindert werden, ihre Talente in der Kirche zu leben“.²⁰ Zu den „Handlungsoptionen“, die getroffen werden müssen, „damit der Kirche zugute kommt, was Gottes Geist Frauen wie Männern schenkt“²¹, gehört auch die Thematisierung eines Amtes der Diakonin. Ämter sind gewiss nicht mit Charismen identisch, aber es ist von Bedeutung, dass Charismen anerkannt werden und im Blick auf die Ämter und Dienste in der Kirche fruchtbar gemacht werden. ... Aber das ist ein anderes, wichtiges Thema. Es sind zumeist Frauen, die in sozialen Berufen tätig sind und hier Leitungsfunktionen wahrnehmen. Diese Leitungsfunktionen sind auf der amtlichen Ebene der Kirche sichtbar zu machen, damit auf diesem Weg der Zusammenhang von Liturgia, Martyria und Diakonia erkennbar wird und gerade die Diakonia aus ihrem ekklesiologischen Schattendasein geholt wird. Das weibliche Diakoninamt müsste auf diesem ekklesiologischen Hintergrund – wenn die Kirche eine Entscheidung für ein solches Amt treffen wird – als ein sakramentales Leitungsamt verstanden werden, das im Zusammenspiel der verschiedenen Ämter – Bischof, Priester, Diakon – und damit in der Einheit des Ordo die Diakonia Jesu Christi in besonderer Weise sichtbar macht. Das wird dann ein nicht zu unterschätzender Beitrag in einer immer komplexer werdenden Weltgesellschaft und einer Welt-Kirche sein, die sich den Anforderungen von Professionalität stellt, und gerade angesichts der Aufgaben, die Frauen auf den vielen Feldern der Caritas – vom ehrenamtlichen Bereich bis hinein in Leitungsaufgaben großer Caritas- und Diakonieveranstaltungen – übernommen haben, ein entscheidender Ausweis der Glaubwürdigkeit der Kirche und ein Ausdruck ihrer „Heilssorge“. Und es wird auch den diakonischen Aufgaben der Kirche in der Großstadt, die von so vielen Frauen übernommen werden, eine andere Öffentlichkeit geben.

²⁰ *Magdalena Bogner*, Vorwort, in: Katholische Frauengemeinschaft (Hg.), *Eine jede hat ihre Gaben. Studien, Positionen und Perspektiven zur Situation von Frauen in der Kirche*, Ostfildern 2008, 12. – Vgl. in diesem Zusammenhang auch die theologischen Impulse zur „citizenship“ von Frauen in Kirche und Gesellschaft, wie sie in deutsch-lateinamerikanischer Perspektive formuliert sind in: *Virginia R. Azcuy / Margit Eckholt*, *Citizenship – Biographien – Institutionen. Perspektiven lateinamerikanischer und deutscher Theologinnen auf Kirche und Gesellschaft*, Münster 2009.

²¹ *Bogner*, a.a.O.